

Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 55

Größte und meistverbreitete Zeitung

der Kreise Neuß und Grevenbroich

Telephon Nr. 55

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeigabe wöchentlich das Unterhaltungsblatt „Der Hausfreund“, das St. Quirinusblatt u. in freier Folge die Beiträge zur Geschichte der Kreise Neuß und Grevenbroich. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.20. Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 15 Pfg. pro Quartal beigegeben. — Die Zeitung kann auch pro Monat à 40 Pfg. abonniert werden.



Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und haben bei dem lauffähigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die siebenzeilige Zeile oder deren Raum 15 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. * * * Annoncen-Annahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. * * * Expedition: Neuß, Niederstraße 46/48.

Nr. 98.

Redaktion: Joseph Grunau.

Freitag, 16. März 1906. (Scribert.)

Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft f. Buchdruckerei, Neuß.

33. Jahrgang.

** Die Lage der Eisenbahnbeamten.

Wie berichtet, hielt unser Abgeordneter Marx in der Sitzung des Landtages vom 10. März eine längere Rede, in deren Eingang er zunächst dem Ministerium dankte für das Entgegenkommen, welches dasselbe der Verbesserung der ihm unterstellten Arbeiter bewiesen hat. Ferner läßt alsdann die einzelnen Beamtenkategorien mit ihren berechtigten Forderungen Revue passieren. Als

Die Schmerzenskinder des Hauses

bezeichnete der Abgeordnete die Betriebsleiter und führt dann aus:

„Im vorigen Jahre haben wir einen Antrag Erbmöblier hier zur Verhandlung gebracht, der allerdings nicht die Annahme des Hauses gefunden hat. Mit einer Anzahl von Herren der verschiedenen Parteien, die sich für diese Beamtenklasse seither lebhaft interessiert haben, haben wir eine Unterredung gehalten, um uns über die weitere zu unternehmenden Schritte ins Einvernehmen zu setzen. Wir sind nach eingehender Erwägung der Sachlage und in Übereinstimmung mit der Mehrheit der Abgeordneten, die über die Unterredung gekommen, daß es unangenehm wäre, überdies mit einer Anregung, die sich in der Richtung des vorjährigen Antrags bewegte, an das hohe Haus heranzutreten. Wir haben uns aber dennoch nicht verweigern wollen, nach wie vor diese Beamtenklasse hier bei der Beratung des Eisenbahnbudgets dem Wohlwollen der Staatsregierung zu empfehlen. Wir haben uns gesagt, wir wollen von anderweitigen Schritten zur Zeit absehen, da ja gutem Vernehmen nach doch in absehbarer Zeit eine Neuordnung der gesamten Beamtengehälter ins Auge gefaßt sein soll. Wir begnügen uns mit der Forderung, daß die Beamten der Eisenbahnverwaltung, die nicht das Gelingen als Eisenbahnbeamte abgelegt haben — mit größtem Wohlwollen entgegengekommen und dieselben infolgedessen berücksichtigen wird, als sie diese Beamtenklasse den Stationen vorsetzen. In der nächsten Sitzung wird die Sache mit Rücksicht auf diese Sachlage von mir von weiteren Schritten in der Angelegenheit Abstand genommen.“

Man hat ja den Beamten dieser Klasse seitens der Staatsregierung, vielfach auch von gewissen Seiten in diesem Hause den Vorwurf gemacht, daß sie eigentlich eine solche Berücksichtigung nicht verdienen, weil sie die vorgeschriebene Prüfung nicht abgelegt hätten. Aber, meine Herren, diejenigen dieser Beamtenklasse, die diesem Erfordernis nachgekommen sind, auch die geprüften Eisenbahnbeamten, die aus dem Stande der Betriebsleiter hervorgegangen sind, haben dennoch in gewisser Be-

ziehung — das muß ich anerkennen — über eine nicht allen Anforderungen der Billigkeit entsprechende Behandlung seitens der königlichen Staatsregierung sich zu beklagen. Es ist Tatsache — und daran ist nicht zu zweifeln — daß die geprüften Betriebsleiter zum großen Teile in ihrer Anzuehmigkeit, in ihrem Anstandsstande durch die Zurücksetzung worden sind, daß ihnen andere Beamtenklassen, und zwar die Bureaubildner II. Klasse und ein großer Teil von den Güterexpedienten, dazwischen geschoben worden sind. So sind die geprüften Betriebsleiter in ihrem Anstandsstande erheblich herabgesetzt und beeinträchtigt worden. Welche Mittel und Wege einzuschlagen sind, ist für uns, die wir dem großen und gewichtigen Betrieb der Eisenbahnverwaltung fernstehen, außerordentlich schwierig zu beurteilen; aber es sollte sich doch wohl ein Weg finden lassen. Es ist ja früher angeregt worden, die über 5 Jahre hinausgehende Wartzeit auf das Besoldungsdiensalter in Anrechnung zu bringen. Es ist damals von der königlichen Staatsregierung entgegnet worden, daß sei nicht angängig. Aber es muß doch einen Weg geben, um bei der offenbar vorhandenen Ungleichheit den Wünschen der Beamten in entgegenkommender Weise Rechnung zu tragen.“

In weiteren Ausführungen wies Abg. Marx alsdann die Frage auf:

Wie steht es mit der Regelung des Eisenbahn-Telegraphenwesens?

„Das Telegraphenwesen bei der Staatsbahnverwaltung hat eine Neuordnung erfahren durch eine Verordnung vom Juni 1900 und daran anschließend spätere Verordnungen. Man hat damals gesagt, es sei im Interesse des Betriebes nötig, mit diesen Spezialisten, den Telegraphisten im engeren Sinne des Wortes, bei der Staatsbahnverwaltung aufzuräumen; man müsse den Betrieb gleichmäßig gestalten; der Beamte, der im Außendienst beschäftigt sei, müsse auch zugleich das Telegraphenwesen handhaben; es müsse deshalb eine Vermischung dieser beiden Funktionen stattfinden. Von diesem Gesichtspunkte ist man damals ausgegangen. Nun widerspricht das schon aus allgemeinen Gesichtspunkten allen Erfahrungen, die wir im täglichen Leben machen; überall sonst, im geschäftlichen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Leben pflegt man sich mehr und mehr auf Spezialausbildung einzurichten; so z. B. im ärztlichen Beruf pflegen wir am meisten Juraisten auf Spezialisten zu bauen. Nun soll das hier bei der Eisenbahnverwaltung auf einmal anders sein. Es ist von uns bereits im Jahre 1900 und 1901 darauf hingewiesen worden, daß unter diesen Verordnungen sich auf einen unrichtigen Wege befände. Man hat aber damals gesagt: nein, aus betriebswirtschaftlichen Gründen ist daran nichts zu ändern, und wir haben uns damit befassen müssen.“

Die Sache liegt nun augenblicklich so, daß von 2200 Telegraphisten, die im Jahre 1901 vorhanden waren, rund 400 zu Stationsassistenten resp. zum Assistenten für den Telegraphendienst befördert worden sind, und daß wir jetzt noch, nachdem eine Anzahl dieser Beamten in andere Kategorien übergegangen oder durch den Tod ausgeschieden ist, rund 1700 Telegraphisten haben. Weitere Stellen werden in den Etat nicht mehr eingestellt, da diese Beamtenkategorie aussterben soll. In ihre Stellen sollen eintreten nach den Bestimmungen der Staatsbahnverwaltung Weichensteller. Man ist sogar, wie ich gehört habe, in einzelnen Fällen noch weiter gegangen und hat sog. Rottenarbeiter aufgestellt, in den Dienst als Telegraphenbeamte einzutreten. Ob das auch auf einer Verordnung der Zentralstelle beruht oder auf einem Uebergriff der einzelnen Verwaltungsbehörden, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber ich meine, Leute, deren Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit im allgemeinen ich durchaus nicht in Zweifel ziehen will, Rottenarbeiter und Weichensteller, sind doch ihrer ganzen sonstigen Beschäftigung nach gar nicht dazu geeignet, gerade an eine so nervöse Maschine, wie die Telegraphenapparate herangebracht zu werden. Auch diese Verordnungen muß doch gewiß dazu führen, daß man sagt: es ist doch ein ganz sonderbares Vorgehen, daß man solche Handarbeiter an ein so feinfühliges Instrument, wie den Telegraphenapparat, heranläßt. (Sehr wahr! im Zentrum.)

Nun läßt sich weiter die Tatsache nicht leugnen, daß in einer großen Zahl von Nachschichtstellen schon seit Jahren immer darauf hingewiesen worden ist, daß man seitens der Staatsbahnverwaltung das ganze Telegraphenwesen überhaupt nicht so zu gestalten schiene, wie es eigentlich doch im Interesse der Betriebssicherheit zu wünschen wäre. (Sehr richtig! im Zentrum.) Ob dem wirklich so ist, vermag ich selbstverständlich nicht zu übersehen. Aber für den Unberufenen und den Nichtfachverständigen liegt die Annahme doch sehr nahe: wenn man sachverständige Spezialisten von einem Amte wegnimmt und sagt: man kann das auch durch einen anderen Beamten besorgen lassen, dessen Aufgaben eigentlich auf einem ganz anderen Gebiete liegen, dann hätte es den Anschein, als würde von der zuständigen Behörde dieser Beamtenkategorie und den besten Verufen nicht die gewünschte Wichtigkeit beigegeben.“

(Schluß folgt.)

Deutscher Reichstag.

W. Berlin, 15. März.

Das Haus setzt die zweite Beratung des dritten Nachtragsetats für die Reichsgebiete fort. Gehleimrat Hofe weist die früheren Angriffe des Abg. Erzberger gegen ihn und gegen den Ver-

sonalreferenten in der Kolonialabteilung wegen der Fälle Brandels, Koch und Tannenbergs als unbegründet zurück, indem er längere Stellen aus den betreffenden Akten vorträgt.

Abg. A. v. B. (Np.) gibt der Freude seiner Partei Ausdruck über das ruhige und sachliche Auftreten des Stellvertreters des Kolonialdirektors. Insbesondere sei seine Partei erfreut darüber, daß er keine Vertuschung wolle. Anerkennung solle sie auch der Kolonialschule und wünsche, daß man auch der Kolonialabteilung dieser Schule in den Kolonien gründe. Die Sozialdemokraten wollten immer nur Kritik üben, aber keine Wege zur Verbesserung angeben. Man solle doch Webel zum Kolonialdirektor machen; für Deutschland wäre es ein Glück, für die Kolonien allerdings weniger. Daß Webel in seiner letzten Rede keine neuen Fälle anführen konnte, halte er für ein sehr gutes Zeugnis für die Kolonialverwaltung. Die Millionen, die in unsere Kolonien geflohen waren, seien von den mittleren Klassen aus dem Altare des Vaterlandes geordert worden. Wir haben, so schließt der Redner, das Vertrauen zu dem stellvertretenden Kolonialdirektor, daß er eine großzügige Kolonialpolitik inaugurieren wird. In diesem Sinne rufen wir ihm zu: „Gruß und Dank!“ (Große Heiterkeit. Beifall.)

Abg. Spahn (Zentr.) führt aus: In der Kolonialpolitik müsse man auch Rücksicht auf die deutschen Steuerzahler nehmen. Was die von dem Abg. Erzberger angeführten Fälle betrifft, so sei er, ehe er die Antwort des Bundesratsvertreters hörte, überzeugt gewesen, daß seine Angriffe nicht vollständig berechtigt gewesen seien. Was die Schulen angeht, so beruht die Entwicklung der Kolonien in der Hauptsache auf der Tätigkeit der Missionen. Wir haben alle Verantwortung, das Ansehen der Missionen zu stärken. (Sehr richtig! im Zentrum.) Darum müssen auch die Missionsschulen gefördert werden. Die wirtschaftliche Erschließung der Kolonien muß mit der kulturellen Hand in Hand gehen.

Erzberger zu Hohenlohe-Langenburg dankt dem Wortführer für seine beherzigen Worte-Mahnung zur Vorsicht in Beamtenfragen. Solange er im Amte sein werde, werde er sich bemühen, stets die besten Beamten anzustellen. Die Verwaltung würde auch einen recht langen Aufenthalt der Beamten in den Kolonien gerne sehen; man müsse aber das Klima und seine Einflüsse auf die Gesundheit berücksichtigen. Auch sei die Verwaltung bestrebt gewesen, möglichst christliche Beamten anzustellen in der Ueberzeugung, daß das Christentum und das Deutsch-tum eine unzertrennliche Sache sei.

Gehleimrat Hofe führt aus, die Rechnungsab- legung für die Schutzgebiete sei im allgemeinen auf dem Laufenden. Die Frage einer Vereinfachung und Vereinfachung des Rechnungswesens des Reichs- schatzamtes und der Kolonialverwaltung. Abg. v. Richthofen - Dammsdorf (Lini.) ver-

Schuldbeladen.

Dichterlicher Roman von Richard Rattmann. (Nachdruck verboten.)

18) (Fortsetzung.)

Das unerwartete Dagobertkommen Aberts hatte die Befürchtung des Generals über das un- gegreifliche Vernehmen Augustus für den Augenblick in Schach gehalten. Nun drang sie wieder hervor. Er kam auf seine Frage zurück und erhielt nunmehr eine Antwort, die ihn fast niederschmetterte.

Auguste schaltete ihn von dem Kreise in Kenntnis, in Folge dessen der Reizant durch sie selbst über ihre wahren Schattungen aufgeklärt worden war. Potter schäumte und wütete anfangs in maßlosem Zorn. Inletzt schlug er die Hände verzweiflungsvoll vor das Gesicht. „Ich bin verloren!“ schrie er, „meine Gläubiger werden auf Deine Heirat ver- trauen und fallen nun erbarmungslos wie eine Meute glatter Wölfe über mich her. Du hast mich zu Grunde gerichtet, entsetzt.“

„Halt, General!“ rief ihm Robert, der eine Zeit lang finstern brütend vor sich hin geknarrt hatte, ins Wort, „so weit sind wir noch nicht. Wenden können wir an dem Geschehenen freilich nichts mehr, aber eins bleibt uns noch übrig: die Rachel. Sollen wir sie dadurch verschmerzen, daß wir mutlos die Wä- sen gegen uns selbst führen. Nein, nein, und tau- sendmal nein! Ich habe mich heute auch hinsetzen lassen und als ein Schwächling gezeigt. Es ist vor- über! Ich werde beweisen, daß man mit Robert von Sorbell nicht umgestraft ein schändes Spiel treiben darf. Ich kenne Ihre Sorgen, Herr Vetter. Sie sollen aus der Welt geschloffen werden, ohne daß Auguste sich zur Skabin eines faulherzigen Tyrannen herab- läßt. Ich bin auch reich, und für diejen- gen, welche sich mit mir verbinden, zu jedem Opfer bereit.“

Potter atmete auf. Er reichte dem Verwandten die Hand. Unter solchen Bedingungen hatte der Druck seiner Tochter mit dem Reizant Eugen Ratt für ihn nichts Schreckliches mehr. Es folgte noch eine längere Beratung, und immer ruhiger und stiller wurde es in dem Gemach, wo sich kurz vorher noch so stürmische Szenen abgepielt hatten.

Als der General sich nach einer Weile entfernte,

blieben Robert und Auguste allein beisammen, bis ersterer der Dienst rief. Es war fast Mittag, als er endlich das Palais des Veters verließ, und die Hofdame nach dem königlichen Schloß fuhr.

In den nächsten Tagen bildete die Verlobung des Hauptmanns Viktor von Barant mit dem Hofkäm- lerin Franziska von Maanen das allgemeine Gespräch nicht nur am Hofe, sondern auch in der Stadt. Dazu trugen die das Ereignis begleitenden be- sonderen Umstände nicht wenig bei. Dieses Interesse verlor sich jedoch allmählich, da derjenige, dessen Ver- halten der überwaltenden Meinung gegenüber in erster Linie Veranlassung zu gespannter Erwartung gab, Robert von Sorbell, die Sache anscheinend mit völliger Gleichgültigkeit aufnahm. Der Fall hörte in Folge dessen auf, pikant zu sein, und wurde durch andere Geschehnisse von der Bildfläche des öffent- lichen Lebens verdrängt.

Viktor hatte sich nicht um das Gerücht bekümmert. Er sah sich am Ziele. Der Stern, welchen er be- reits untergegangenem Glauben hatte, leuchtete mit er- quickenden Strahlen auf seinen Pfad. Sein Glück- bewußtsein wurde auch durch die Wahrnehmung nicht beeinträchtigt, daß man ihn in dem Hause des Ge- nerals Potter auf einmal mit auffälliger Zurückset- zung aufnahm. Das augenscheinlich noch inniger ge- wordene Verhältnis zwischen Robert und dem Ge- neral ließ ihn über den Grund nicht in Zweifel. Er be- schränkte seine Besuche und stellte sie schließlich ganz ein.

Er hatte genug anderes zu tun. Der Hochzeits- tag war bereits festgesetzt. Viktor beschloß, mit seiner jungen Frau nach der Trauung sofort auf sein in der Normandie gelegenes Gut zu ziehen, auf welchem bis dahin ein Verwalter die Wirtschaft ge- führt hatte. Die nötigen Reparaturen im Herren- hause, sowie andere Arbeiten zur Herstellung eines freundlichen Heims waren im Gange.

Der beiden unglücklichen Morgen brach an. Zum Ab- halten der Feierlichkeit war die Schlosskapelle be- stimmt. Alle abkömmlichen Hofdamen hatte ein fö- niges Gebot zur Trauung befohlen, und von den Offizieren fand sich freilich der größte Teil der Gar- nison ein.

Nur Robert von Sorbell fehlte, und das Fräu- lein von Potter hatte sich krank melden lassen. Die um 11 Uhr fand der kirchliche Akt statt. Die Ringe wurden gewechselt, und das Brautpaar lei-

stete den Schwur der Liebe und Treue bis in den Tod.

Nachher versammelten die Geladenen sich um die Neuvermählten zu einem solennen Mahl. Mancher Toast wurde ausgetrunken; tausend Glück- wünsche den Verbundenen auf den Lebensweg mit- gegeben. Fröhlichkeit und Jubel durchhallten die Räume, in welchen die weltliche Feier statt- fand.

Diese Festimmung hob sich von Stunde zu Stunde, so daß die Gäste gar nicht bemerken, wie das neuvermählte Paar die Tafel verließ und ver- schwand. Sie schenkten auch dem verschollenen Pa- re keine Beachtung, der nach einer Weile aus dem Hof zurück in eine der langen Abwesenheit der Zeit nach einer Weile tief die lange Abwesenheit der Brautleute auf. Man fragte nach ihnen, und nun erklärte der Bruder Ferdinand von Maanen, daß das Paar, um weiteren Aufregungen vorzubeugen, in aller Stille abgereist sei. Die Hochzeitsgäste zeig- ten sich anfangs über diese Mitteilung etwas ver- blüfft. Ihre vorzügliche Stimmung half jedoch schnell über diese kleine Enttäuschung hinweg.

Ein einfaches Wirtshaus stand an der verkehrs- losen Straße, welche sich einige Stunden vom Meere entfernt nach der französischen Grenze hinzieht. Es war ein nur einfaches Haus, in welchem sich die Schenke mit der Wohnung und den Stallungen unter einem Dache befanden. Der Platz schien für eine öffentliche Herberge nicht besonders günstig ge- wählt worden zu sein. Ein weiterer Kunde zeigte sich kein Dorf und kein Gehöft, so daß der Wirt „Zum Rabe“ lediglich auf diejenigen Gäste angewiesen war, welche durch irgend eine Veranlassung des We- ges geführt wurden. Es waren wenig genug. Vor einigen Jahren hatte man, um das schwierige Ter- rain zu umgehen, eine neue Straße gebaut, so daß die frühere fast gänzlich brach lag. Dieser bescheide- nen Frequenz entsprachen natürlich auch die Aus- stattung und die Vorräte in dieser Schenke, so daß das Gebotene in der Regel sehr spärlich ausfiel.

Ein Zigeunerwagen fuhr gegen dieselbe heran. Der Fuhrmann trotzte gleichmütig neben den ma- garen Säcken einher, während zwei Männer einige Schritte vorausgingen und ein halblautes Gespräch führten. Als letztere das Wirtshaus erreichten, schrit-

ten sie auf die Haustüre zu, unter deren Rahmen im gleichen Augenblicke der Gastgeber, ein älterer Mann in Holzschuhen, mit einem sehr freundlichen Gesicht erschien.

„Was wollt Ihr?“ sturzte er die beiden Eigen- ner an, nachdem er sie rasch gemustert und auch einen Blick nach dem Wagen geworfen hatte. „Gut könnte ich gerade noch brauchen! Ich habe nichts zu ver- schenken, und bezahlen könnt Ihr doch nicht!“

Der eine Zigeuner griff in die Tasche und brachte ein Goldstück zum Vorschein.

„Nur nicht so groß, mein Herr.“ hielt er gein- send entgegen, „ich denke, daß man damit guten Gangen Kram austauschen kann.“

Der Wirt wurde sofort freundlicher.

„Es war nicht so böse gemeint“, entschuldigte er sich, „obgleich ich auch jetzt noch dabei bleibe, daß Euer Vieh nicht in meinen Stall darf. Erst kürzlich hatte eine Zigeunerbande mir eine Seuche auf, die mich um ein schönes Pferd gebracht hat. Wenn Ihr also einen guten Schlaf nehmen wollt, seid willkom- men! Die Klepper aber bleiben im Hof.“

„Das genügt“, bemerkte der Zigeuner, trat zu dem Fuhrmann und sprach eine Weile mit ihm. Dann kehrte er, während der Wagen sich weiter bewegte, zu seinem Gefährten zurück und ging mit diesem ins Haus.

In der Schenke befand sich kein Gast. Auch sonst schien außer dem alten Wirt und einem Knecht, der den Kopf durch die Oefnung der halb aufgedrückten Stalltür gesteckt hatte, kein Mensch anwesend zu sein. Die Zigeuner legten sich und wurden auf ihre Verlangen mit einer flachen Brandwein befohlen.

Der Gastgeber ging wieder und ließ die beiden allein.

„Es geht alles wie am Schnürchen, Zank!“ nahm derjenige, welcher das Goldstück gezeigt hatte, nach einer Weile im Flüsterton das Wort, das schöne Stämmchen ist schon so gut wie verdient. Das Mädchen wird zwischen neun und zehn Uhr diese Straße passieren. Oben an der Steigung, wo der Rain fast senkrecht nach unten in den tiefen Weiher abfällt, muß natürlich langsamer gefahren werden, was dann für uns die beste Gelegenheit gibt. Es ist alles so hübsch eingelegt, daß uns kein Strich durch die Rechnung gemacht werden kann.“

(Fortsetzung folgt.)

